



Essen und Krise. Wendepunkte der Ernährungskultur.

PROF. DR. GUNTHER HIRSCHFELDER

Die Geschichte der Ernährung ist von Krisen durchzogen: Als Katalysatoren für Umbrüche befeuerten sie stets den Wandel der Ernährungskultur, lösten Innovationsschübe aus oder führten zu Zivilisationserosionen. Trotz nie dagewesener Sicherheit und Fülle ist der Bereich der Ernährung heute krisenhaft konnotiert. Um den Charakter gegenwärtiger Krisen zu verstehen und Lösungsstrategien aufzuzeigen, bietet sich ein Blick in die Vergangenheit an. Allerdings: Die Krisen der Zukunft lassen sich nur durch einen Technologiesprung lösen – Rezepte aus der Vergangenheit taugen kaum.

Nachdem das 20. Jahrhundert so ruhig ausgeklungen war, dass der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama bereits vom „Ende der Geschichte“ (Jordan 2009), einem Zeitalter ohne weltpolitische Widersprüche, gesprochen hatte, nahm das 21. Jahrhundert einen unerwartet turbulenten Anfang: Den Anschlägen auf das New Yorker World Trade Center im Jahr 2001 folgte eine Weltfinanzkrise, die ab 2007 auch die europäischen Gesellschaften erschütterte. Nach dem Anstieg der Asylbewerbungen im Jahr 2015, vielfach als „Flüchtlingskrise“ bezeichnet, brach Anfang 2020 mit der Coronapandemie ein weiterer Ausnahmezustand herein. Diese Ereignisse trugen maßgeblich dazu bei, dass das Wort „Krise“ eine Thematisierungskonjunktur erlebt, die längst auch den Ernährungssektor erreicht hat – Agrarkrise, Adipositas, Gammelfleisch, Giftskandal und Hunger (Rieken, Popp, Raile 2021) sind prominente Schlagwörter medialer Berichterstattung.

Der Krisencharakter der Gegenwart

Strukturelle Krisen sind für die meisten Menschen eher abstrakt und berühren den Ernährungsalltag kaum direkt – gleichzeitig rufen sie ein Gefühl der Ver-

unsicherung hervor (Hirschfelder, Thanner 2021). Angesichts der medialen Omnipräsenz der Krise schalten die Menschen häufig zum Format der Kochshow um, das garantiert krisenfreie Unterhaltung verspricht. Jugendliche und junge Erwachsene reagieren in Zeiten der Klimakrise hingegen vor allem mit Schuldzuweisungen gegenüber Babyboomern und älteren Menschen: Sie seien als Generationen für die globale Erwärmung verantwortlich. Solche Zugänge sind freilich mit Zugängen der Wissenschaft nicht deckungsgleich, deren Perspektive Niklas Luhmann (1927–1998) deutlich macht: „Alles könnte anders sein – und fast nichts kann ich ändern.“ Der Soziologe maß der Angst eine entscheidende Rolle in der Struktur der modernen Krise zu: Sie sei zum funktionalen Äquivalent für Sinnggebung geworden. Weil der Glaube an einen rettenden Gott zunehmend schwinde, versuche die Gesellschaft, die Welt mit dem Verstand zu begreifen, was jedoch misslänge. Die Reduktion der nicht entschlüsselbaren Komplexität münde schließlich in Angst, im Glauben an die Krise (Scholz 1982).

Im modernen Sprachgebrauch wird „Krise“ oft mit „nahender Katastrophe“ verwechselt; dabei bedeutet das griechische Wort „krisis“ eher „Entscheidung“ oder „entscheidende Wende“. Heute versteht man unter „Krise“ einen gesellschaftlichen Zustand, bei dem Herausforderungen der Anpassung, der Koordination, der Strukturveränderung und der Systemerhaltung unter Zeitdruck zu lösen sind.

Fazit. Auch wenn wir heute tatsächlich mit einer entscheidenden Wende konfrontiert sind, gilt es, „Aufregungsschäden“ (Luhmann 1986) zu vermeiden und Problemen klaren Kopfes zu begegnen. Das heutige Krisenempfinden ist eher in die Zukunft als in die Gegenwart gerichtet, eher angst- denn faktenbasiert und kann deutlich mit realen Gegebenheiten kontrastieren.

Historische Krisen als Paradigma

Um den ambivalenten Charakter gegenwärtiger Krisen in einem helleren Licht erscheinen zu lassen, lohnt sich ein Blick in die Geschichte. Es zeigt sich, dass alle vormodernen Gesellschaften unter Mangel und struktureller Kalorienunterversorgung litten. Von Beginn der Menschheit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Bevölkerungsmehrheit Europas allenfalls in ertragreichen Jahren einigermaßen satt; Menschen und Kulturen sind daher auf den Krisenmodus konditioniert (Montanari 1999). Das 1551 entstandene Renaissance-Gemälde „Metzger-Verkaufsstand mit Flucht nach Ägypten“ von Pieter Aertsen zeigt Probleme und Sehnsüchte der Vormoderne beispielhaft: Während die Heilige Familie im Hintergrund verarmt und hungrig auf der Flucht ist und dennoch Almosen verteilt, bildet eine fleischig-blutige Metzgerei den Vordergrund.

Jungsteinzeit

In dieser Zeit dominierten grüne Savannenlandschaften den nordafrikanischen Raum über weite Strecken. Um 5.000 vor Christus änderte sich das Klima dann markant; Wärme und Trockenheit ließen eine riesige Wüste, die Sahara, entstehen. Die Menschen waren infolgedessen gezwungen, ihren Lebensstil als Jäger und Sammler aufzugeben und an den Nil, das einzige große Flusstal der Region, zu ziehen. Chaos war vorprogrammiert – doch endete diese Klimakrise nicht im Krieg, sondern fungierte als Katalysator für Innovationen: Spätestens mit der frühdynastischen Zeit ab etwa 3032 vor Christus entstand eine sogenannte „hydraulic civilization“, die ein komplexes Wassermanagement am Nil entwickelte und damit einhergehend Schriftlichkeit, Religion, Städtewesen und Totenkult hervorbrachte. Die Gesellschaft hatte sich gänzlich neu konstituiert, einen technologischen Innovationssprung absolviert und die Krise genutzt; revolutionäre Entwicklungen wie Ackerbau, Nutztierhaltung und Wasserwirtschaft bildeten den Nährboden für ein massives Bevölkerungswachstum.

Römische Antike

Zunächst war die römische Antike Sinnbild für Zivilisation schlechthin: Rom hatte um Christi Geburt ungefähr 800.000 Einwohner; es gab eine feste Mahlzeitenstruktur, kommerzielle Gastlichkeit, opulente Gelage, eine komplexe Lebensmittelverteilung, Brot und Spiele. Der Lebensstandard war global führend, auch nördlich der Alpen konnte man auf den städtischen Märkten asiatische Gewürze, italienisches Olivenöl oder griechischen Likörwein kaufen. Die anstehende Klima-

krise konnte das militärisch wie ökonomisch unbesiegbare antike Römische Reich aber nicht bewältigen. Zwar erlebte das Imperium eine massive Strukturkrise und wurde zudem aus dem Norden und Osten militärisch unter Druck gesetzt, doch spielte vor allem das in der Spätantike einsetzende Klimapessimum, von der Forschung als *Dark ages cold period* bezeichnet (Helama, Jones, Briffa 2017), eine maßgebliche Rolle. Im nördlichen und östlichen Europa sanken die Ernteerträge seit der zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts. Deshalb begaben sich viele Menschen in der Hoffnung auf ein besseres Leben in den Süden, und zwar in bekannter Manier: kämpfend, plündernd und erobernd. Als die Kleine Eiszeit der Spätantike (Oppenheimer 2011) im sechsten Jahrhundert zu gehäuften Missernten und Bürgerkriegen führte, verschärfte sich die Situation weiter. Für diese Krise ließ sich damals keine Lösung finden – kein dauerhafter Frieden, keine strukturierte Transformation der Landwirtschaft; stattdessen: Verfall. Insbesondere nördlich der Alpen mündete die Krise in den Einsturz der antiken Kultur: Tausch- statt Geldwirtschaft, Dorf statt Stadt, Holzhütte statt Steinhaus, Hunger statt Festmahl. Da die neue Agrargesellschaft auf rudimentärem Getreidebau, Sammeltätigkeit im Wald und Weideschwein-Haltung basierte, sank die Lebenserwartung dramatisch. Für die betroffenen Menschen dürften diese Veränderungen alpträumerhaft gewesen sein – in historischer Perspektive sind solche Umbruchphasen jedoch normal, zumal alle alten Kulturen nach dem Abklingen ihrer Blütezeit ihrem Untergang entgegenblickten.

Wende zur Moderne

Angedeutet hatte sich diese Krise bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert: die Konjunktur lahmte und Missernten zogen vielerorts Hunger nach sich – in Frankreich dienten diese Faktoren mitunter als Triebkräfte für die Revolution im Jahr 1789. Angesichts der gleichzeitig wachsenden Bevölkerung wurde klar, dass man aus dieser Falle mit herkömmlichen Landbaumethoden nicht herauskam. Den englischen Ökonomen Robert Malthus (1766–1834) veranlassten die desaströsen Zustände zu einer düsteren wissenschaftlichen Zukunftsprognose: 1798 veröffentlichte er seinen „Essay on the Principle of Population“, in dem er die These aufstellte, die Bevölkerung würde künftig geometrisch und damit schneller als die nur linear zunehmende landwirtschaftliche Produktion wachsen. Hierdurch „leitete er einen pessimistischen Stimmungsumschwung in der Debatte über den Fortschritt der Menschheit ein und begründete einen Paradigmenwechsel im bevölkerungstheoretischen und -politischen Denken“ (Ferdinand 2009, Sp. 1153). Die Stimmung war nicht nur in den akademischen Debatten gedrückt, auch weite Bevölkerungsteile wurden von einem tiefen Krisengefühl erschüttert: Die Französische Revolution hatte europaweite Kriege ausgelöst, die ökonomische Lage war katastrophal und Mangelernährung weit verbreitet. Ließ sich diese Krise lösen? Ja, aber anders als gedacht. Malthus' Prognosen führten nicht nur in England, sondern auch in Deutschland zum Ergreifen politischer Maßnahmen; seine Theorien galten als Argument für eine restriktive Bevölkerungspolitik mit Ehebeschränkungen. Letztendlich war es aber dem Anbau der Kartoffel, der Entwicklung des Kunstdüngers und spä-

ter der Technisierung der Landwirtschaft zu verdanken, dass die Hungerproblematik überwunden werden konnte. Technischer Fortschritt und Innovationen führten aus der Krise. In ihrer Wirkkraft als Katalysator löste die Krise zugleich vorindustrielle Mahlzeitsysteme auf und ließ das neue industrielle Nahrungssystem entstehen. Statt fünf nahm man nun mehrheitlich drei Mahlzeiten pro Tag ein und die einst verkannte Kartoffel trat ihren Siegeszug an. Da schlechte Getreidejahre gute Kartoffeljahre – und umgekehrt – sind, diente die Knolle als Armenspeise und wurde vor allem in Krisenjahren zum Hauptkalorienlieferanten. Überdies war ihre einfache Zubereitung im Vergleich zu älteren, meist aufwendigeren Gerichten von Vorteil, da viele Menschen nun in der Fabrik arbeiteten und sich möglichst zeitsparend ernähren mussten.

Fazit. Die Lösung dieser großen Krise lag in der Einführung einer neuen Pflanze, die zugleich Traditionen erodieren und das Nahrungssystem der industriellen Moderne entstehen ließ. Ein solcher Weg wäre grundsätzlich auch heute noch gangbar: Er würde vor allem den Rindfleischkonsum reduzieren und den Anbau effizienterer Pflanzen fördern. Entsprechende Schritte wurden um 1800 allerdings nicht per Verordnung durchgesetzt, sondern vollzogen sich durch ökonomischen Druck.

NS-Gewaltherrschaft und Zweiter Weltkrieg

Jene vielschichtigen Krisen, die durch die NS-Gewaltherrschaft und den Zweiten Weltkrieg ausgelöst wurden, zerstörten die reiche jüdische Esskultur in Europa und brachten in der Konsequenz für weite europäische Bevölkerungsteile gravierenden Hunger. Bis heute prägt die betroffenen Menschen ein extremes Krisenbewusstsein: Die Überlebenden der NS-Verfolgung, Geflüchtete und Vertriebene aus den ehemals deut-

schen Gebieten im Osten, Menschen, die in den Jahren nach Kriegsende von einer Hungerwelle überrollt wurden, und vor allem große Teile der Bevölkerung Osteuropas. Diese Mangel Erfahrungen hatten vor allem zwei Konsequenzen: Zum einen führten sie zum unbedingten Willen, die europäischen Landwirtschaften leistungsfähiger zu machen, zu modernisieren, zu chemisieren und zu technisieren – agrarpolitische Entscheidungen, die in den 1950er-Jahren als progressiv galten, heute jedoch als Ursache für Umweltkrisen verantwortlich gemacht werden.

Zum anderen führten die Hungererfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit dazu, dass die Menschen im Zuge des daraufhin anbrechenden Wirtschaftswunders ohne Maß aßen und tranken: Reichhaltiges Essen erlebte eine derart starke Thematisierungskonjunktur, dass sich der Begriff „Fresswelle“ etablierte. Erst nach zwei Jahrzehnten des Schlemmens wendete sich das Blatt, und Gesundheitsbewusstsein und Fitnessbewegung traten auf den Plan (Hirschfelder 2005).

Die „Bewusstseinskrise“ der Postmoderne

Zunächst ließen die 1960er-Jahre eine „Bewusstseinskrise“ kaum vermuten, zumal das Jahrzehnt von unerschütterlichem Optimismus gekennzeichnet war – jährlich nahm die Kaufkraft zu, Fertigprodukte und Supermarkt revolutionierten den Haushalt und die Welt fieberte gegen Ende der Dekade der ersten Mondlandung entgegen. Parallel regte sich jedoch zunehmend Kritik an den Folgen des Fortschritts: Der Frankfurter Zoodirektor und Tierfilmer Bernhard Grzimek klagte in seiner Hauptabendsendung die Käfighaltung von Hühnern publikumswirksam an, der Krieg in der nigerianischen Region Biafra lieferte zwischen 1967 und 1970 erschreckende Bilder verhungender Kinder auf deutsche Fernsehschirme. 1972 führte der Club of Rome „Die Grenzen des Wachstums“ vor Augen und die Ölkrise verstärkte 1973 das gesellschaftliche Stimmungstief. Obwohl das Essen



Die Hungererfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit führten dazu, dass die Menschen im Zuge des anbrechenden Wirtschaftswunders ohne Maß aßen und tranken.

weder anders noch teurer geworden war, schaltete Deutschland in den Krisenmodus, der in Form von Demonstrationen gegen Atomkraft, militärische Aufrüstung und Waldsterben in Erscheinung trat. Die Reaktorkatastrophe im ukrainischen Tschernobyl trieb 1986 die Angst vor einer verseuchten und vergifteten Welt auf die Spitze und das Aufkommen der Rinderkrankheit „Bovine spongiforme Enzephalopathie“, kurz BSE oder Rinderwahn genannt, befeuerte das Krisenbewusstsein um die Jahrtausendwende weiter. Verunsicherung, Misstrauen gegen die Politik und ihre Kontrollmechanismen, gegen die Landwirtschaft und vor allem auch gegenüber der Lebensmittelwirtschaft waren die Konsequenzen (Grossarth 2018).

In der Folgezeit ebte die Angst in der Bevölkerung kaum ab – vielmehr verschärfte sie sich weiter: Die Anschläge auf die New Yorker Zwillingstürme 2001 und später die 2007 hereinbrechende Weltfinanzkrise schürten Ängste vor Terror, Kontrollverlust und Armut. Die Komplexität dieser globalen Bedrohungen war so groß, dass diese unkalkulierbar erschienen. Als gesellschaftlicher Reflex der Komplexitätsreduktion verstärkte sich die Angst in jenen Bereichen der Kultur, die stets im Nahbereich liegen, wie etwa die Ernährung. Insbesondere der Einsatz von Gentechnik, die in den Naturwissenschaften als CRISPR/Cas-Technologie auf große Zustimmung stieß, wurde von der breiten Bevölkerung als massive Bedrohung wahrgenommen. Da jedoch eine steigende Zahl von Menschen zugleich auf gesunde Ernährung achtete, entwickelte sich die Ernährungssituation positiv.

Heute befindet sie sich im geografischen Vergleich auf einem Niveau, das noch nie so hoch war – dennoch nehmen sie viele Menschen als problembehaftet und gefährlich wahr. Diese Paradoxie steht zum einen in Zusammenhang mit einem tiefgreifenden Misstrauen der Menschen gegenüber der mit Skandalen und intransparenten Wertschöpfungsketten assoziierten Lebensmittelindustrie. Die Krise manifestiert sich hier nicht zuletzt als Vertrauenskrise, die als Qualitätskrise empfunden wird. Zum anderen liegt die krisenhafte Aufladung des Ernährungsbereiches darin begründet, dass bedrohlich erscheinende globale Krisen auf ihn übertragen werden. Aktuell verstärkt sich das dadurch, dass viele Menschen in der „Corona-Gesellschaft“ (Volkmer 2020) tatsächlich mit ökonomischen oder persönlichen Krisen konfrontiert sind.

Conclusio

Welche Thesen lassen sich aus kulturwissenschaftlich-historischer Perspektive ableiten?

Erstens. Krisen erleben gerade eine Thematisierungskonjunktur. Vielen drängt sich der Eindruck auf, dies sei ein Signum der Gegenwart, während das Leben und die Ernährung in der Vergangenheit, einem diffusen „Früher“, besser waren. Allerdings ist tatsächlich das Gegenteil der Fall – auch wenn durchaus Anlass zur Sorge besteht: Diese sollte jedoch vielmehr globalen Ernährungsproblematiken infolge der Erderwärmung als individuellen Ess-Alltagen der nahen Zukunft gelten.

Zweitens. In historischer Perspektive lassen sich unterschiedliche Strategien ausmachen, die zur Lösung oder Verschärfung von Krisen beigetragen haben: So können Krisen positive Strukturveränderungen zur Folge haben und eine neue Kultur entstehen lassen – vor 5.000 Jahren etwa die Hochkultur des alten Ägypten – oder eine bestehende Kultur zum Einsturz bringen, wie das Imperium Romanum.

Drittens. Krisen erweisen sich oft als Chancen; sie ebnen aus der Not heraus den Weg für neue Agrarprodukte oder innovative Technologien. Unter günstigen Rahmenbedingungen ist die Menschheit durchaus in der Lage, Krisen zu meistern. Hierfür ist es aber erforderlich, vorausschauend zu denken und zu überlegen, welche Techniken über Bord geworfen und welche weiterentwickelt werden sollten. Perspektiven gib es viele – von der CRISPR/Cas-Gentechnik über die Substitution von Seefisch durch Aquakulturen bis zu ganz neuen Nahrungserzeugungssystemen, wie sie derzeit im Innovationsraum „New Food Systems“ (<https://newfoodsystems.de/>) entstehen (Hirschfelder 2021).

Viertens. Krisen setzen Automatismen frei: Kollektive Hungererfahrungen münden fast zwangsläufig in anschließenden Kalorienüberkonsum; in Europa hat diese Phase gut zwei Jahrzehnte gedauert. Auch der Blick in viele Schwellenländer zeigt, dass Gesellschaften nach extremen Hungererfahrungen ähnliche Prozesse durchlaufen. Es ist also davon auszugehen, dass der globale Fleischhunger weiter zunehmen wird.

Fünftens. Es ist die Aufgabe von Wissenschaft und Politik, relevante Krisen zu identifizieren und Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Derzeit stehen die Akteure vor drei Herausforderungen:

- die Frage, was denn überhaupt als Krise zu begreifen ist, zu klären,
- strukturelle Wirkmechanismen zu identifizieren und nutzbar zu machen,
- Lösungsansätze erfolgreich zu kommunizieren und das Vertrauen der Bevölkerung in die Zukunft zu stärken. ●

>> Die Literaturliste finden Sie im Internet unter „Literaturverzeichnisse“ als kostenfreie pdf-Datei. <<



DER AUTOR

Gunther Hirschfelder studierte Geschichtswissenschaft, Politik, Volkskunde und Agrarwissenschaft an der Universität Bonn. 1992 erfolgte die Promotion an der Universität Trier. Nach Post-Doc-Phasen in Trier und Manchester, Habilitation und Professurvertretungen in Mainz und Bonn ist er seit 2010 Professor für Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg.

Prof. Dr. Gunther Hirschfelder

Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg,
gunther.hirschfelder@sprachlit.uni-regensburg.de